

Sozialdemokrat

Einzelpreis 70 Heller
(einschließlich 5 Heller Porto)

ZENTRALORGAN
DER DEUTSCHEN SOZIALDEMOKRATISCHEN ARBEITERPARTEI
IN DER TSCHECHOSLOWAKISCHEN REPUBLIK

ERSCHEINT MIT AUSNAHME DES MONTAG TÄGLICH FRÜH. REDAKTION UND VERWALTUNG PRAG XII., FOCHOVA 62. TELEFON 53077.
HERAUSGEBER: SIEGFRIED TAUB. VERANTWÖRTLICHER REDAKTEUR: DR. EMIL STRAUSS, PRAG.



16. Jahrgang

Freitag, 10. Juli 1936

Nr. 159

Phönix-Sanierung: Kleine Polizzen voll anerkannt! Beschlüsse des Ministerrats

Donnerstag fand die letzte Ministerrats-Sitzung vor den Ferien statt. Der Ministerrat beschloß u. a. die Aufhebung der Sanktionen gegen Italien.

Die vom Innenminister vorgeschlagene Phönix-Notverordnung wurde genehmigt. Sie sieht die Schaffung eines neuen Institutes vor, an dem sämtliche anderen Gesellschaften und der Staat beteiligt sein werden. Jene werden 14, dieser 6 Millionen Kč jährlich zur Deckung des Defizits auf 30 Jahre beisteuern. Die Angestellten werden von der neuen Gesellschaft übernommen. Die Polizzen bis zu 10.000 Kč werden voll anerkannt, bei den höheren werden in einer bestimmten Abstufung Abzüge durchgeführt.

Ferner genehmigte der Ministerrat die Verlängerung des Getreidemonopols bis 1940. Die Monatszuschläge werden beseitigt, dagegen Einkaufszuschläge eingeführt. (Weizen 18, Gerste 12, Roggen 8, Hafer 7 Kč.)

Die Arbeitsvermittlung wurde ebenfalls genehmigt. Die Unternehmer sind verpflichtet, freie Posten zu melden, nicht aber die ihnen zugewiesenen Arbeitskräfte einzustellen.

Auch die Syndizierung der Textilindustrie hat der Ministerrat genehmigt. Im Syndikat werden Unternehmer, Arbeiter und Konsumenten vertreten sein.

Kurorte in höchster Not

Ein neuer Schlag Deutschlands gegen die Sudetendeutschen

Die deutsche Reichsregierung hat den Kredit von 20 Millionen Kč, den ihr die tschechoslowakische Regierung zur Bereitstellung von Devisen für den Kurzbefuch reichsdeutscher Wäpse in der ČSM angeboten hat, abgelehnt. Obwohl unsere Regierung weiter verhandelt, ist durch die schroffe deutsche Haltung die Gefährdung der Kurorte und der vor allem sudetendeutschen Arbeiter und Geschäftleute, die von dem Kurbetrieb leben, aufs höchste gestiegen. In Marienbad fand eine Kundgebung statt, bei der Bürgermeister Turba eine Katastrophe als unvermeidlich bezeichnete, wenn nicht in letzter Stunde Hilfe komme. Es scheint aber, daß Berlin jede Aktion für unsere Kurortfabrikation.

Zentralbankregelung bis 30. September

Prag. Wie das Tsch. P.-B. erfährt, ist in Angelegenheit der Zentralbank der deutschen Sparkassen zu der Intervention der Minister Dr. Cech, Dr. Spina und Dr. Rajicek die grundsätzliche Übereinstimmung der beteiligten Regierungsfaktoren konstatiert worden, daß diese Frage definitiv vor Ablauf des Paratoriums, d. i. bis 30. September 1936, erledigt werden wird.

Senat für Verstaatlichung

Paris. (Tsch. P.-B.) Der Wehrausschuß der Kammer hat nach einer Erklärung des Ministers für Nationalverteidigung Casabier den Regierungsentwurf über die Verstaatlichung der Kriegsindustrie einstimmig bei einigen Stimmenenthaltungen angenommen. Die Kammer wird den Regierungsentwurf in der kommenden Woche durchberaten.

Savanna. Donnerstag um Mitternacht teilte die Geheimpolizei mit, daß etwa 80 Personen wegen Teilnahme an einer Verschwörung gegen Oberst Bajtka verhaftet worden sind.

Das Spiel um Oesterreich Hitler-Papen dicht am Ziel?

Trotz österreichischer Dementis und der Neuterklärung über das Scheitern der Verhandlungen hält sich insbesondere in der französischen Presse hartnäckig die Version, zwischen Schuschnigg und Papen sei ein Abkommen über die Verständigung Österreichs mit Hitler-Deutschland nahezu fertig. Manche Blätter leisten sich mit einem wahren Galgenhumor den Witz, das Abkommen, das der Existenz eines selbständigen Österreich ein Ende setzen soll, einen Modus vivendi (was ungefähr Form des Zusammenlebens bedeutet), obwohl für Österreich in diesem Fall doch nur vom Sterben die Rede sein kann.

Verhandelt wird zunächst über die 1000-Mark-Sperre und die Entsendung von 2500 Olympiakämpfern nach Berlin, die gegeneinander kompensiert werden sollen. Ferner will Hitler die „Unabhängigkeit“ Österreichs garantieren, was österreichischerseits mit dem Verzicht auf die Restauration, mit der Zulassung nationalsozialistischer Propaganda und der Ausnahme von Nazis

in die Regierung zu bezahlen wäre. Daß die Gleichschaltung Österreichs dann nur eine Frage von Monaten wäre, braucht kaum erst betont zu werden. Interessant oder besser gesagt grotesk und für die Kurzfristigkeit einer gewissen Politik bezeichnend ist es, daß dieselben Kreise, die in den letzten Monaten alles getan haben, um Schuschnigg Hitler vor die Pistolenmündung zu treiben und Hitler die Karte Österreichs zuzuspielen, nun knapp vor dem Gelingen ihrer geistvollen Selbstmordpolitik Bedenken bekommen und zu dem Verzicht auf die Restauration zu raten.

Abessinien wieder aktuell

Paris bezweifelt Italiens vollen Sieg

Paris. (Habas.) Der Nordüberfall auf italienische Flieger in Abessinien beschäftigt die Pariser Presse, die ihre große Ueberraschung nicht verhehlt und bemerkt, daß man sich einer der Leser dieser Nachrichten sich fragen wird, wie es eigentlich um die italienische Herrschaft in Abessinien bestellt ist. Der römische Korrespondent des „Petit Parisien“ teilt mit, daß an römischen amtlichen Stellen keine Einzelheiten über den Ueberfall auf die italienischen Flieger zu erlangen waren, trotzdem werde zugegeben, daß die Zahl der Opfer größer ist, als gestern angegeben wird.

Der sozialistische „Populaire“ sagt, daß die italienische Hegemonie in Abessinien noch unsicher sei, hauptsächlich in einem gewissen Teil des Landes. Das Gewerkschaftsorgan „Poupe“ erklärt, daß dieser Zwischenfall gerade zur rechten Zeit in Erinnerung gebracht habe, daß der Krieg in Abessinien noch nicht beendet sei und daß es

viel schwieriger sein werde, ihn in Abessinien als in Genf zu liquidieren.

„L'Œuvre“ meint, daß bei der Konferenz von Montreux die Nachricht von der Ermordung der italienischen Flieger eine gewisse Ueberraschung hervorgerufen hat. Ganz öffentlich wurde bemerkt, daß die politische Situation Italiens sich fändig verhält, was nach den Worten der Redaktrice des genannten französischen Linksblattes auch die Ansicht des französischen Außenministeriums sei. Italien sei isoliert, so daß man fragen kann, und gewisse hohe französische Stellen sich auch fragen, ob es von Nutzen sei, darauf zu drängen, daß Italien nach Brüssel (Locarno-Konferenz) gehe, wenn 400.000 Italiener in Abessinien festgehalten sind und Italien wahrscheinlich gezwungen sein wird, weitere 100.000 Soldaten als Verstärkung nach Abessinien zu entsenden.

Frankreich am Vorabend einer Revolution?

(Au) Befindet sich Frankreich tatsächlich auf dem Wege zur Revolution — mit dieser Frage hat sich der Mitarbeiter der bis jetzt links eingestellten, nach glaubwürdigen Informationen des „Populaire“ jedoch in der allerletzten Zeit unter dem Einfluß des Comité des Forges, der allmächtigen Organisation der französischen Schwerindustrie, geratenen Tageszeitung „La République“, — an den bekannten Politiker Bergery gewandt, der bekanntlich die Idee der „Vollfront“ in die Welt gesetzt hat, heute jedoch mehr oder weniger isoliert dasteht. Die zweite große französische Revolution werde kommen, meinte Bergery, oder die Nation sei verloren. Etwa Ende Juli werde das Programm der „Vollfront“ voll und ganz verwirklicht sein. Was dann? Wadann werde das Grundproblem aufzuheben: Unter welchem Regime solle Frankreich von nun an leben? Unter dem jetzigen? Die Radikalsocialisten hoffen, das jetzige Regime aufrecht erhalten zu können. Bergery glaubt jedoch nicht daran. Bereits als Blum zur Macht gelangte, sei das Regime ernstlich krank gewesen; heute, nach der Verwirklichung der, zweifellos vollkommen gerechten, sozialen Reformen, müsse das gegenwärtige Regime unvermeidlich zerfallen. Bergery glaubt nicht daran, daß die Zukunft ausschließlich dem Proletariat gehöre. Die neue Gesellschaftsordnung werde durch gemeinsame Bemühungen

aller Klassen geschaffen werden, mit Ausschluß natürlich, meint Bergery, der gegenwärtig herrschenden Klasse, die ihre völlige Unfähigkeit erwiesen habe. Die kommende Revolution werde, nach Ansicht von Bergery, nicht unter fremden Einflüssen stehen, sie werde rein französisch sein.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß diese Meinung, daß Frankreich am Vorabend einer Revolution oder sogar schon mitten in einer revolutionären Entwicklung stehe, von vielen Presseorganen der verschiedensten Richtung geteilt wird. So schreibt der Pariser „Petit Bleu“, der die Stimmungen des „Mannes von der Straße“ gut wiedergibt: Allmählich begreifen die Menschen zu verstehen, daß wir uns bereits in der Epoche der Revolution befinden. Auch die katholische Zeitung „La Croix“ spricht die Meinung aus, daß in Frankreich eine Revolution begonnen habe, in der die Zeitung sogar Anzeichen einer Entwicklung zum „totalitären Staat“ festzustellen sich bemüht. In diesem Falle handelt es sich jedoch zweifellos um eine polemische Einstellung gegenüber der neuen Regierung. Aber auch das radikale „Œuvre“ glaubt, daß Frankreich heute ein hohes Spiel treibe. Auf dem Spiele stehe das Schicksal des heutigen Regimes und, vielleicht, auch die Stellung des Landes in der Welt, ja, wer weiß, sogar die Unabhängigkeit selbst. Dieses Spiel müsse aber zu Ende gespielt werden, weil es kein Zurück gebe.

Kommunale Mißwirtschaft

In den Nachkriegsjahren ist das Gesicht unserer Selbstverwaltung, unserer Gemeinden und Bezirke, völlig verändert worden. Durch den Einzug der Sozialdemokratie in diese Vertretungsgörperschaften ist eine soziale Gemeindevirtschaft begründet worden, der das Wohl und Wehe der wirtschaftlich schwächeren Schichten der Bevölkerung oberste Richtschnur geworden ist. Es wäre in der Tat eine dankbare Aufgabe für einen Gesellschaftskritiker darzustellen, wie vielen Menschen, Männern, Frauen und Kindern von den Gemeinden und Bezirken geholfen worden ist, wie viele soziale Werke und Einrichtungen ins Leben gerufen wurden.

Diese große soziale Arbeit, die ein Denkmal aufbauender sozialdemokratischer Politik ist, hat natürlich finanzieller Mittel bedurft und so hat das Bürgerturn, das sich seit 1918 seiner Alleinherrschaft in Gemeinden und Bezirken beraubt sah, das Schlagwort aufgebracht, die Sozialdemokraten hätten in den Gemeinden das Geld mit wahren Händen hinausgeworfen und sie seien schuld daran, daß die Gemeinden in die mißliche Lage von heute geraten sind, während in Wirklichkeit das von einer Bürgerregierung 1927 verwirklichte Finanzgesetz unsere Selbstverwaltung ruiniert hat.

Wie aber Vertreter des Bürgerturns in den Gemeinden wirtschaften, lehrt ein Fall, der in der ersten Juliwocde die Gerichte beschäftigt und mit der Beurteilung des Darlehensvermittlers Triebe geendigt hat. Die Gerichtsverhandlung hat gezeigt, daß hier bürgerliche Gemeindevertreter bodenlos leichtsinnig gehandelt und damit die Selbstverwaltung schwer geschädigt haben. Die von bürgerlichen Bürgermeistern verwalteten Städte Tachau, Weipert und Joachimsthal haben sich im Verkehr mit Geldanstalten so benommen, wie es Agenten an einer Winkelsörse tun.

Der Fall Triebe ist für alle Gemeinden eine eindringliche Lehre, sich bei Darlehensgeschäften seines Darlehensvermittlers zu bedienen. Ueber Gemeindevorstände haben mit Geldanstalten lediglich Gemeindeorgane zu verhandeln. Die genannten Gemeinden haben nicht nur durch Triebe Wertpapiere kaufen und verkaufen lassen — wobei Tachau an 300.000 Kč daraufgezahlt hat — sondern der Schwindler von der Komotauer „Heimatsholle“ war der bewolmächteste Vertreter der Gemeinden bei den Verhandlungen wegen der Darlehen und — das ist schon grotesk — beim Empfang der Darlehenssummen! Er hat sich das für Weipert bestimmte Geld einfach auszahlen lassen und hat dabei die Stadt um etwa vier Millionen geprellt. Daß eine Gemeinde einen Agenten für sich verhandeln läßt, ist zwar unstatthaft und sollte nicht geschehen, ist aber mit einem normalen Verstand zu fassen, daß aber eine Gemeinde das Geld nicht an sich, sondern an den Agenten auszugeben läßt, ist — gelinde gesagt — eine Sautwirtschaft. Wozu haben denn unsere Städte Rentämter, wenn sie nicht selbst ihre Geldgeschäfte abwickeln. Aber die genannten Gemeinden haben mit den Vollmachten einfach herumgeworfen, obwohl sie überhaupt keine Vollmacht hätten ausstellen müssen und sollen. Wäre nicht der einfache Bergmann Brennick, der sozialdemokratische Vizebürgermeister von Joachimsthal gewesen, der Herr Triebe hätte es noch weiter getrieben.

So schaut also die bürgerliche Wohlstandigkeit und Sparankst aus, die uns Sozialdemokraten immer als Muster vorgehalten wird. Wenn die Bürgermeister der drei genannten Städte, die sich von dem Spießbüßen haben hineinlegen lassen, Sozialdemokraten gewesen wären, die gesamte Provinzpresse hätte von dem Geschehen über sozialdemokratische Mißwirtschaft wibergehallt. Da aber Vertreter bürgerlicher Parteien die Gemeinden in den Abgrund geführt haben, wird darüber der Mantel christlicher Nächstenliebe gebreitet. Um so mehr müssen wir auf den Unterschied zwischen einer sozialen Verwaltung, wie sie Sozialdemokraten betreiben, und einer bürgerlichen Gemeindevirtschaft hinweisen, welche die Gemeindevirtschaft nach den Methoden von Winkelsörse betreibt. Mit dem Schlagwort von „sozialdemokratischer Mißwirtschaft“ in den Gemeinden dürfen uns die bürgerlichen Parteien seit dem Fall Triebe nicht kommen.

Die Neuregelung der direkten Steuern

R. W.
Im Jahre 1927 stand das Klassenbewußte Bürgerium in der Tschechoslowakischen Republik auf dem Höhepunkt seiner Macht. Es hatte die Koalition aller tschechischen Parteien gesprengt, die deutschbürgerlichen Parteien seinem Herrschaftssystem eingegliedert und ging nun mit Fervor daran, den Staat nach seinen politischen Vorstellungen zu gestalten. Die wirtschaftliche Entwicklung kam ihm zu Hilfe. Die Nachkriegskrise war eben überwunden, die Kurve der Konjunktur ging steil aufwärts, Umsatz und Verbrauch wuchsen und die indirekte Steuerleistung lieferte so der Staatskasse steigende Uberschüsse. So konnte der Bürgerblod daran gehen, einen der brennendsten Wünsche des kapitalistischen Bürgeriums zu erfüllen: Er verwirklichte mit der Steuerreform des Jahres 1927 eine wesentliche Entlastung aller Besitzenden.

Die Einkommensteuer wurde herabgesetzt, zugleich aber durch den Lohnabzug ihre volle Eintreibung von den Arbeitern und Angestellten gesichert. Die Steuer der großen kapitalistischen Gesellschaften, die besondere Erwerbsteuer, wurde in ihrem Satz ermäßigt und zugleich in ihrer Bemessungsgrundlage geschwächt. Die Drofflung der autonomen Zuschläge brachte, um den Preis des Verkürens der Selbstverwaltung, weitere, noch beträchtlichere Steuererleichterungen für die Besitzenden. Das Gesetz über die Stabilisierungsbilanzen ermöglichte es den großen Aktiengesellschaften, die Aufwertung ihres Vermögens mit der Anlegung riesiger Reserven zu verbinden, die der Besteuerung entgingen.

Die erhofften Wirkungen für die Gesamtwirtschaft blieben aus. Hatte die angeblich übermäßige Steuerbelastung vor der Reform die Industrie nicht gehindert, aus der Krise in die Hochkonjunktur der Jahre 1927 bis 1929 überzugehen, so konnte die Steuerentlastung den Einbruch der neuen Krise nicht hemmen, nicht einmal mildern. Die Mitarbeit der Sozialisten, die nach ihrem Wahlerfolg vom Jahre 1929 wieder in die Regierungsmehrheit aufgenommen werden mußten, vermochte das Steuerrecht des Bürgerblods in manchen Punkten zu mildern:

Die besondere Erwerbsteuer wurde erhöht, die Antiensteuer verdoppelt, die Progression der Einkommensteuer, besonders in den hohen Stufen, wurde wesentlich verschärft, die Umlagedrofflung gelockert. Der verspätete Versuch, das Gesetz über die Stabilisierungsbilanzen zu reformieren, blieb freilich ohne fühlbare Wirkung.

Mit alledem konnte, inmitten der schweren Wirtschaftskrise und der wachsenden Finanznot des Staates, ein grundlegender Umbau des Steuerrechts nicht verwirklicht werden. Auch die eben abgeschlossenen Verhandlungen über die Novelle zum Gesetz über die direkten Steuern bedeuten einen solchen grundsätzlichen Umbau nicht. Dennoch ist das neue Gesetz über die direkten Steuern von großer Bedeutung. Es ist auch ein politischer Erfolg unserer Parlamentarier.

Die Regierung hatte im Jänner dieses Jahres die Steuernovelle nur zu dem Zweck vorgelegt, um durch Anspannung einzelner Steuerpflichtigkeiten den immer noch andauernden Notstand der Staatsfinanzen zu mildern. Aber das Parlament nahm seine Aufgabe, die Regierungsverträge gründlich zu prüfen und selbst Geist und Inhalt der Gesetzgebung zu bestimmen, ernst. In

langen Beratungen eines Subkomitees der Koalitionsparteien erschr der Regierungsentwurf eine gründliche Umarbeitung, die ihm ein ganz neues Gesicht gab. Diese Beratungen beschränkten sich nicht auf einige Verbesserungen der materiellen Bestimmungen. Die parlamentarische Arbeit führte zu einer wichtigen Reform der Verfahrensbestimmungen, die auf der einen Seite für den Staat zur raschen und sicheren Ausbringung des Steuerertrages führen, auf der anderen Seite die Rechtssicherheit für die Steuerpflichtigen erhöhen sollen. Das Parlament gab bei dieser Gelegenheit deutlich zu verstehen, wie es sich die Anwendung des Ermächtigungsgesetzes nicht vorstellen will: Die Regierung hatte im Jänner eine Notverordnung erlassen, durch welche nicht nur, was vernünftig ist, bei keinen Steuerträgern die Vorkreibung der Steuer für zwei Jahre auf Grund eines Beschlusses ermöglichte, sondern durch welche die Regierung sich gleichzeitig selbst ermächtigte, im Verordnungswege weitere Vereinfachungen des Steuerverfahrens herbeizuführen. Das Parlament übernahm die vernünftige Regelung, setzte aber die unzulässige Ermächtigung außer Kraft.

Das Parlament unternahm auch den Versuch, in das Chaos der Steuervorkreibung Ordnung zu bringen. Darin liegt die Bedeutung der in der Öffentlichkeit wenig verstandenen Aenderung des sogenannten Steuerjahres. Nach dem Steuerjahr vom Jahre 1927 hatte die Vorkreibung für ein bestimmtes Steuerjahr nach seinem Ablauf und auf Grund seines tatsächlichen Ergebnisses zu erfolgen, gleichzeitig wurde aber die Vorauszahlung der Steuern in Vierteljahresraten vorgeschrieben. Geschäftsjahr und Steuerjahr deckten sich, aber die Vorkreibung erfolgte im Nachhinein. Das führte dazu, daß die Steuerträger verpflichtet waren, die Steuern für das laufende Jahr voranzuzahlen, während sie noch nicht einmal ihre Steuerpflichtigkeit für das vergangene und manchmal selbst für das vorangegangene Jahr kannten. So geriet für den Steuerträger und für die Finanzverwaltung, die Evidenz von Steuerpflicht und Steuerleistung ganz in Unordnung. Die Folgen waren unvermeidliche Schikanen.

Darum sieht die Neuregelung vor, daß die Steuer, vom Jahre 1937 angefangen, für das laufende Jahr vorgeschrieben wird, wobei dann freilich das Erträgnis des unmittelbar vorangegangenen Jahres die Bemessungsgrundlage bilden muß. Daburd soll, im Verein mit den Bestimmungen, welche die Steuerverwaltung zur Vorkreibung der Steuer und zur Erhebung der Rücklage in Jahresfrist verpflichten, die laufende Ausbringung der Steuern erzielt, das neue Anwachsen von Rückständen eingedämmt, zugleich aber für die Steuerzahler die leichtere Ueberblick über ihre Verpflichtungen gesichert werden. Uebergangbestimmungen verhindern, daß aus dieser Aenderung des Steuerjahres eine Doppelbesteuerung erwächst. Insbesondere werden die der Abzugsteuer unterliegenden Personen durch die Aenderung überhaupt nicht berührt: Sie erfüllen durch die Abzüge des Kalenderjahres 1938 auch ihre Steuerpflicht für das Steuerjahr 1937.

So wird, nachdem bisher in der Regel die säumigen Steuerzahler an Amnestien und Steuerabschreibungen profitiert hatten, nun dem Grundsatz Rechnung getragen, daß vor allem der ehrliche und pünktliche Steuerzahler Rücksicht verdient.

„Resultate der friedlichen Arbeit schützen“

Gouverneur Trapl über die Verteidigungsanleihe

In seiner Rundfunk-Rede am Donnerstag sagte Minister a. D., Trapl, u. a.:

„Seit Entfaltung des Staates wendet sich die Regierung zum ersten Male an die Staatsbürger mit der Aufforderung, durch Zeichnung einer Staatsanleihe die Mittel zur Stärkung der Staatsverteidigung zu gewähren. Bisher wurde der Gesamtaufwand für das Heer im Rahmen der Budgetären Wirtschaft des Staates beschafft. Diese ordentlichen Ausgaben entsprachen der internationalen Lage in der Nachkriegszeit. Es zeigt sich jedoch, daß die Friedensgarantien insbesondere dann gestärkt werden, wenn wir zur Verteidigung vorbereitet sein werden. Unser junger Staat erwies schon unzählige Male den gemeinsamen Willen der Bevölkerung zur friedlichen Arbeit und für die Sicherung der Bedingungen der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung. Die Möglichkeit der Erreichung dieses Zieles erblickte er in der internationalen Zusammenarbeit und Solidarität aller, die von gleichem Willen und der gleichen Ueberzeugung befeuert sind. Wir trachteten darnach, den Staat in die Reihen der Völker zu stellen, die von der gleichen Idee der Demokratie, des wirtschaftlichen Wohlstandes, der sozialen Gerechtigkeit und des kulturellen Fortschritts geleitet sind. In diesem Weltstreit der Völker haben wir ehrenvoll bestanden.“

Wenn wir nun zur Verteidigung vorbereitet sein wollen, wollen wir nichts anderes, als die Resultate unserer friedlichen Arbeit zu schützen. Wir wissen auch, daß wir dadurch das Leben unserer Mitbürger, die Existenz von Millionen von Familien und alles beschützen werden, was wir in unserer Heimat erreicht haben und was uns in unserem Vaterland teuer ist.“

Keram-Industrielle beharren auf Stilllegung

Enquete im Handelsministerium

Prag. (C. B.) Am 9. Juli tagte im Handelsministerium eine Enquete, die sich mit den von den Porzellan-Industriellen beabsichtigten Betriebsstilllegungen beschäftigte. In der Enquete beteiligten sich die Vertreter der Gewerkschaften, der Industriellen, des Fürsorge- und des Handelsministeriums. Die Vertreter der Gewerkschaften benutzten die Gelegenheit, auf die unhaltbare Situation in der Keramikindustrie hinzuweisen und raschestes Eingreifen der staatlichen Kammer zu verlangen. Die Vertreter der Ministerien sagten entsprechende Maßnahmen zu und versprachen, mit den Verhandlungen über sie sofort zu beginnen. Die Vertreter der Gewerkschaften beantragten, daß die Ansuchen um Betriebsstilllegungen vorläufig auf sechs Wochen ruhen sollen und daß während dieser Zeit alle mit den Hilfsmitteln für die Industrie zusammenhängenden Fragen gelöst werden sollen. Diesem Vorschlag stimmten die Vertreter der Ministerien zu, doch wurde er von den Industriellen strikt abgelehnt. Diese Haltung der Industriellen wird nicht nur den unmittelbar Betroffenen, sondern auch der ganzen Öffentlichkeit unverständlich

bleiben, denn sie entbehrt einer stichhaltigen Begründung und ist geeignet, die Unruhe unter den Porzellanarbeitern noch mehr zu steigern. Von den Stilllegungsanträgen sind vorläufig nicht weniger als 1400 Arbeiter berührt, mit den Familienangehörigen handelt es sich um 6000 bis 7000 Menschen.

Nunmehr haben das Fürsorgeministerium und das Handelsministerium in einem Zeitraum von vierzehn Tagen über die Stilllegungsanträge zu entscheiden.

Vom Danziger Kriegsschauplatz

Warschau. (Havas.) Der Danziger Senat will, wie es scheint, die Opposition endgültig vernichten. Er hat den Oppositionsführern das Waffentragen verboten. Aus Furcht vor Repressalien haben einige Führer der Sozialisten und der Kommunisten Danzig verlassen. Ähnliche im Auslande erscheinenden oppositionellen Blätter, auch die in deutscher Sprache gedruckten, wurden beschlagnahmt. Es sind nur die nationalsozialistischen Blätter erhältlich.

Warschau. (PAT) Der polnische Generalkonsul ist beim Präsidenten des Danziger Senates vorstellig geworden und teilte ihm mit, daß die polnische Regierung eine einseitige Revision des Danziger Statutes nicht zulassen werde. Er machte auch den Präsidenten des Senates darauf aufmerksam, daß jedwede Tätigkeit, die den Rahmen der geltenden Abkommen überschreite und den polnischen Handel im Danziger Hafen bedrohe, polnischerseits eine Reaktion hervorrufen müsse. Präsident Greiser antwortete, daß der Senat der Freien Stadt Danzig keine Anordnungen verkenne und daß seine Tätigkeit gegen die Opposition „nicht über den Rahmen der Danziger Verfassung hinausgehen“ werde.

Warschau. (Havas.) In Danzig wird der Besuch des Schulschiffes „Deutschland“ der deutschen Kriegsmarine mit 500 Schülern der Marineschule erwartet. Vor der polnischen Küste bei der Halbinsel Gela manövriert eine deutsche Flottille, bestehend aus einem Torpedobootgepäckträger, vier Unterseebooten und einigen Monitoren.

Labouristischer Mißtrauensantrag

London. (Reuter.) Im Unterhaus wurde Mittwoch von dem Arbeiterpartei-Mitglied J. H. Thomas ein Mißtrauensantrag gegen die Regierung eingebracht, der mit der ungenügenden Fürsorge der gegenwärtigen Regierung für die Volksernährung motiviert wurde. Es kam zu einem scharfen Meinungsaustrausch zwischen Arbeiterparteilern und Konservativen. Der Antrag wurde mit 359 gegen 139 Stimmen abgelehnt.

Auch Hoare hat es mit den Jahrhunderten!

London. Im Unterhaus stellte Abgeordneter Mander die Frage, wann die Regierung beabsichtige, die britische Flotte aus dem Mittelmeer zurückzuziehen. Hoare antwortete, es bestünde nicht die Absicht, die britische Flotte aus dem Mittelmeer zurückzuziehen. Auf eine weitere Anfrage hin erklärte Hoare, er könne den Abgeordneten versichern, daß die britische Flotte wahrscheinlich auf weitere drei Jahre in der Mittelmeer bleiben werde.

Wir suchen ein Land

Roman einer Emigration
Von Robert Grätzsch

Copyright by Eugen Prager-Verlag, Bratislava.

Josef, das ist der Neue. Vor ein paar Tagen kam er an. Ein junger Mensch, kaum zwanzig, schlecht genährt, schlant, mit einer Beule an der Stirn. Vor einigen Wochen erst entflohen er aus dem Konzentrationslager, nachts, mit einem Motorrad, das draußen auf ihn wartete. Ganz allmählich taut Josef auf und redet gern davon, wie man die große Schande eines Tages rächen wird. Bei der Arbeit drüben am Gang sehen die anderen immer zwei große Narben auf Josefs nacktem Rücken. Rot leuchten sie durch das Braun der Haut und machen die Burschen stumm. Abends teilt ihm Gusti die besten Happen zu, damit endlich etwas Fleisch über die Rippen kommt.

„Wißt ihr, was ich täte?“ hört Justus einen der Zwillinge. Und nun beginnt es wieder, das bekannte Spiel: Was täten wir, wenn drüben die Barbarei in Klump geschlagen würde! Alle ergeben sich in grimmigen Nachgedanken, schweben in Vergeltungsträumen. Selbst Schwarzger, der ewig Schweigsame, wird munter: „Foltern? Ne... Aber ein paar Schinder morben, das könnt ich heute... Früher konnte ich so was nich...“

Justus starrt durchs Fenster in den hellen Abend. Etwas mahnendes Gesicht verfährt ihm vor ihm. „Hören Sie, Justus, das sind die ehemaligen Soldaten der Humanität...“ Justus drückt einen Weisheit zwischen den Fingern. Am den Mund mit dem grauen Stubbart gräbt sich ein harter Zug. Wenn er reden wollte, müßte er sagen: Weltliches Getöse zertrümmert, kalt und ohne zu gittern — das könnte ich heute auch. Früher

mocht ich keine Plüze töten... Etwas ist von uns geblieben, das ungerührbar schien, vielleicht das Beste unserer Seele. Dafür hatte diese Zeit keinen Sinn... Traurig, ja wohl... Aber es wird wieder kommen, muß wieder kommen, in unseren Kindern, leuchtender und schöner. Es gibt keine Kraft, die nicht weiter wirkt, es gibt nichts Großes, das verloren geht...“

Unten ist Gusti zu der Gruppe getreten. „Ach, hört auf mit dem blutigen Gerede. Macht euch nicht schlechter, als ihr seid...“ Josef, der Neue, senkt murrend den Blick. Sie steht durch den fahlen Mondschein das schmale, helle Gesicht, denkt an den Kleinen und fragt: „Wo mögen die beiden jetzt wandern? Wo mögen sie schlafen?“

Keiner antwortet und Gusti zählt die Sterne am Himmel, so einsam fühlt sie sich.

XII. Kapitel

Im Hochsommer durch Mazedonien zu wandern, das ist für Leute aus dem Norden eine heiße Sache. Verbrannt und zerdürrt ergibt sich die Erde der unbarmherzigen Sonne, wolkenlos spannt der Himmel seinen bleichen Bogen über das dürstende Land, auf den Straßen lagert eine helle Staubschicht. In den tiefen Disteln am Wegrande hängt der weiße Staub und färbt die Pflanzen hellgrau. Die Bauern flehen den Himmel um Wasser an, die Brunnen sind erschöpft — wohl dem, der nahe an einem Fluß wohnt — wohl ihm, wenn der Fluß nicht verlegt ist.

Durch diese verbrannte Landschaft zogen Moses und der Kleine. Bis Budapest wurden sie von einem Auto mitgenommen. Dann mit der Eisenbahn zur jugoslawischen Grenze. Nachts ins Serbische hinüber, im Mondlicht über die Ebene sehend. Dem Kleinen fehlte das Wisum dieses Landes, weil das Zertifikat von Palatina ausblieb. Mit der Bahn weiter durchs Serbische, gen Mazedonien. Und nun laufen, denn das Geld

wurde binn. In zehn Tagen wollten sie über der griechischen Grenze drüben sein.

Hellgrau zieht die Straße zwischen Feldern dahin. Das Getreide ist schon geerntet. Nur der Mais steht noch hoch, mit hellen Kolben. Gelb und milde hängen die Spigen seiner Ähren. Im Osten juckt der Rücken der Schär Palmina unterm bleigrauen Himmel dahin. Das sind die Wästen, hinter die sich ehemals mazedonische Komitadschi flüchteten, wenn ihnen türksche Gendarmerie auf den Fersen war. Dort haufen noch Bären und Wölfe.

Der Kleine zieht den Rucksack hoch, wischt den Schweiß unterm Hemd hervor. Seit drei Tagen haben sie nichts anderes gegessen, als saure Milch mit Maisbrot. Gaffrei sind diese Bauern, gaffrei und arm. Büffel liegen auf verbrannten Wiesen und laien mit geschlossenen Augen. Im Schatten zweirädriger Karren hocken Frauen. Bunte Kopftücher, rote Schürzen, nackte Beine. Die Straße läuft über eine Bergwelle hinweg. Weit drunten in der Ebene stehen die Minarets einer Stadt in der sonnenheiße Luft. Nirgends ein Wald. Vereinfachte Pappeln am Wege. Moses und der Kleine schauen in die wolkenlose Weite. Auf ihren Wimpern liegt Staub. Beide denken das gleiche: die deutschen Wälder, die grünen, schattigen deutschen Wälder, mit den biden Blättern, den hohen, schirmenden Nadelbäumen.

Die Sonne hing schon tief im Westen, in der Wärme zweier Berggruppen. „Wenn uns was mit deinem Paß passieren sollte — wie ist die Parole?“ fragt Moses. „Saloniki!“, sagt der Kleine. Die Rucksäcke drücken auf den schweißenden Rücken. „Hier laßt und rasten“, sagte Moses. Sie warfen sich am Rande eines Maisfeldes nieder. Hinter ihnen tauchte der Wind durch die hohen Stengel wie durch hundert Gassen. Etwas bergab leuchteten die hellen Häuser eines mazedonischen Ortes, türksche Dächer mit gewellten Ziegeln. Die Kuppeln der Moscheen wölben sich über die Dächer hinweg. Moriz schnitt mit der Hand durch

die Luft, Richtung über die Berge im Süden. „Über den Budel hinweg geht der Pfad nach Saloniki, dann ein Stück Meer, dann das Land meiner Väter.“ Mit einem Kopfrud warf er eine Strähne seines dunklen Haars nach hinten.

An jenem Abend verschwand die Sonne ohne Aufhebens. Sie war plötzlich weg, in der Luft blieb ein blaues Leuchten, der Tag zog nur ein dunkleres Kleid an. Die Sterne saßen ganz hoch oben wie auf einem Sammetkissen.

Der Kleine dachte an das böhmische Emigrantenheim. Dort wurden um diese Stunde vielleicht Suppen ausgeteilt. Und dann vielleicht Kartoffelpuffer. Niemand machte sie so knusprig wie Gusti... Ja Gusti! Konnte eigentlich die Tochter seiner Mutter sein... Ernst's kleines spitzes Gesicht hing verträumt auf den hochgezogenen Anien... Wenn man nur erst über die griechische Grenze wäre, denn im Paß fehlte auch das griechische Wisum.

Ein Esel trabte vorüber. In seinem Sattel hockte ein Bauer in weißer Lammtwolllade, roten Tuchgürtel über der Hose. Die Frau lief barfuß nebenher. Moriz erhob sich; sie hingen die Rucksäcke auf die Schultern. Der Wind spielte sanft um ihre Stienen. Bei jedem Schritt wirbelte die dicke Staubschicht des Weges empor, bedrängte die Kehle. Kein Wasser im Rucksack mehr. Pappeln trauerten lang und stumm an der Straße dahin.

In der mazedonischen Stadt flammten nur wenige Lichter. Die Dächer schienen zwischen Himmel und Erde zu schwimmen. An der Landstraße schimmerte eine Lampe matt in den Abend. Schenke mit Garten. Drei mächtige Kastanienbäume. An der Taguhede hinten zwei alte Ähren, bärtig, stumm, aus langen Pfeifen rauchend. Man sah ab und zu den Tabak aufstehen und das Weiß der hohen Turbane. In der Mitte des Gartens, an rundem, wackligem Tisch, saßen junge Männer in europäischer Tracht, Sportkleidern.

(Fortsetzung folgt.)

Sudetendeutscher Zeitspiegel

Bund der Deutschen als Vorspann der SdP

Das Mähr.-Schönberger Bundesfest — eine Parade Henleins

Der „Bund der Deutschen“ hielt am vergangenen Sonntag sein Bundesfest in Mährisch-Schönberg ab. Nach den Berichten der „Zeit“ und aller mit ihr gleichgeschalteten Blätter hätten sich hunderttausend Menschen an diesem Fest beteiligt. Während Blätter, bei denen einigermaßen Objektivität vorausgesetzt werden kann, nur von fünfzigtausend Teilnehmern die Rede ist; aber auch dies so, daß die Wahrheit keinesfalls in der Mitte, sondern unter den 50.000 liegen dürfte. Doch nicht das ist das Wesentliche. Politisch bemerkenswert ist vielmehr die Tatsache, daß sämtliche Berichte zu erkennen geben, in welchem hohen Maße dieses Fest des BvD. zu einer Parade Henleins in der SdP. führt oder mißbraucht wurde. Herr Henlein ließ sich dort feiern und die „Zeit“, der man in Mährisch-Schönberg mit einem riesigen Plakat Klänge für sich zu machen erlaubte, brachte begeistert Artikel über das Auftreten des „Führers“ während der Kundgebung. Henlein marschierte mit den Männern der SdP.-Hauptleitung im Festzug und trat dann mit ihnen aus dem Zug auf einen freien Platz, um die Masse in defilieren zu lassen. Die „Deutsche Presse“ schreibt, daß das Fest wie „eine geschickte organisierte Demonstration der SdP.“ wirkte und die „Deutsche Landpost“ unterstreicht das, indem sie feststellt, daß die SdP.-Vertreter bei der Festversammlung sich die beiden vorderen Sesselreihen reservieren ließen, „was einigen Unmut erregte“. Wir haben bereits verzeichnet, daß Henlein bei der Studentenversammlung während der Mährisch-Schönberger

Tage dem SdP.-Senator Greger das Reden verboten — eine Maßnahme, die auch innerhalb der SdP. scharf kritisiert worden sei und die doch erst recht beweist, daß Herr Henlein sich als Herr des Bundesfestes fühlte.

Sowohl die Randbündler als auch die Christlichsozialen sind mehr als verschupft darüber, daß der BvD. sich zur „politischen Staffage“ für die SdP. hergibt und übrigens begräbt auch die „Prager Presse“ in einem Bericht über Mährisch-Schönberg das „Märchen“ vom „unpolitischen“ BvD. All dies ist umso bemerkenswerter, als doch erst vor kurzem die Führer des BvD. eine vielbesprochene Audienz beim Präsidenten der Republik angefordert und auch erhalten hatten, der den Herren bei dieser Gelegenheit durch die Stimme eines über Demokratie und Humanität so sagte, daß kein SdP.-Mann es sich hinter den Spiegel stecken wird. Und nun also gehen diese Herren hin, veranstalten in Mährisch-Schönberg, das doch übrigens Sitz der SdP.-Landeszentrale für Mähren ist, eine große Kundgebung, in der Henlein und die Seinen sich als die alleinigen politischen Vertreter des Sudetendeutschtums ausspielen und in den Vordergrund drängen dürfen?

Rum, wir lieben klare Verhältnisse und sind deshalb nicht böse darüber, daß der BvD. sich also als eine Art Domäne der SdP. offen entkult. Damit ist eine politische Tatsache gesetzt, aus der bei geeigneter Gelegenheit zweifellos gewisse Konsequenzen sich ergeben werden.

SdP-Terror in Saaz

In der Saazer Bezirksvertretung haben die Henleinleute ihre Zustimmung zur Erhöhung der Bezirksumlagen von der Erfüllung folgender unerhörter Forderungen abhängig gemacht: 1. Der Entlassung von 7 Straftäterinnen und von der Befreiung der freigeordneten Stellen mit SdP.-Anhängern und 2. davon, daß bei produktiver Arbeitslosenfürsorge die Einstellung der Arbeiter nach dem nationalen und Parteischlüssel erfolge.

Also nicht mehr die fachliche Eignung, nicht die soziale Bedürftigkeit und auch nicht die Qualifikation, sondern ausschließlich die Mitgliedsbücherei der Henleinpartei sollen maßgebend sein.

Die SdP. versucht auf diese Weise die ihr von der Öffentlichkeit übertragenen Funktionen für Parteizwecke argstens zu mißbrauchen. Wie ist das, so fragt sich die Arbeiterklasse, in einem demokratischen Staate möglich? Erinnert das Vorgehen der Henleinfraktion in der Saazer Bezirksvertretung nicht an Geschehnisse jenseits der Grenzen? Spielen für freigeordnete Vertreter öffentliche Interessen und das Schicksal der Selbstverwaltungskörper überhaupt keine Rolle mehr? Die SdP. will in die Kommunalpolitik eine Moral bringen, die in der Nachkriegsperiode durch die umsichtige und opfervolle Arbeit von Sozialisten ausgeübt wurde. Die SdP. stellt die Interessen des Bezirkes und der Selbstverwaltung hinter die Interessen ihrer Parteiangehörigen zurück. Der Bezirk Saaz soll terrorisiert und gezwungen werden, sich dem Diktat der Henleinpartei zu unterordnen. Das, was hier gefordert wird, ist beispielsweise in der Geschichte unserer Selbstverwaltungskörper.

Daß unter diesen Umständen an eine Wesensaufklärung nicht zu denken war, ist selbstverständlich.

Neuer Grubenunfall im Brüxer Revier

Brüx. Ein tödlicher Grubenunfall ereignete sich im „Julius-III.“-Schacht in Rokyh. Der 34 Jahre alte Bergarbeiter Josef Stork war in der Abbaufammer gerade mit dem Aufladen von Kohle beschäftigt, als sich plötzlich von der Decke eine Kohlenmasse im Gewicht von etwa zehn Meterzentner löste und aus einer Höhe von ungefähr fünf Meter auf ihn herabstürzte. Stork erlitt darauf schwere Verletzungen, daß er bald darauf starb. Der Bergmann hinterläßt eine Gattin und einen 12jährigen Knaben.

Eine Grube wird behördlich eingestellt und arbeitet trotzdem weiter

Was sich das Tepitzer Revierbergamt alles gefallen läßt?

Auf der Grube „Colonia“ in Dračow bei Teplitz bestehen ähnliche Zustände wie auf der Grube „Polop“ in Soboroten. Die Grube hat ebenfalls nur einen Ausgang und ist sehr gefährlich. Das Revierbergamt in Teplitz-Schönau hat daher schon vor vielen Monaten angeordnet, daß der Besitzer Erich Schneider, ein Wurstwarenhandler aus Teplitz-Schönau, einen zweiten Ausgang zu errichten und außerdem eine Auktion

20.000 Kč zu erledigen hat. Das zu tun fiel aber dem Grubenbesitzer nicht ein, weshalb das Revierbergamt die Grube bereits mit 1. April dieses Jahres einstellte. Der Herr Schneider jedoch kümmert sich darum nicht, und läßt, trotz des behördlichen Verbotes ruhig weiterarbeiten, freilich nur in der Nacht. Gegenwärtig sind auf der Grube „Colonia“ fünf Mann beschäftigt, davon zwei Häuer und drei Regiearbeiter. Sie arbeiten nur nachts und verdienen als Häuer 30 Kč und als Regiearbeiter 20 Kč pro Schicht, ohne Zulagen und Deputatlohn. Da die Grube sehr gefährlich ist, ist es leicht möglich, daß die Belegschaft eines Tages durch eine Katastrophe ums Leben kommt. Es wird deshalb notwendig sein, daß die Bergbehörde in Teplitz bei dem Grubenbesitzer die entsprechende Respektierung ihrer Anordnungen durchsetzt und für die Sicherheit der Grubenverhältnisse Sorge trägt. Sie darf nicht mehr länger zusehen, daß unter diesen schlimmen Umständen auf der Grube „Colonia“ weiter gearbeitet wird. Sie würde sich sonst im Falle einer Katastrophe mit schuldig machen.

Ermordet

Auffig. Der aus Königswald stammende Kaufmann Josef Wacha, der vor sechs Wochen auf der Straße Arbesau-Königswald überfallen und schwer verletzt worden ist, ist im Rajsky-Krankenhaus in Auffig nunmehr seinen Verletzungen erlegen. Die Wachaforstungen nach den Tätern blieben bisher ergebnislos.

Totschlag und Selbstmordversuch wegen einiger Heidelbeeren. Der 23jährige R. Macura mit seiner Gattin wollte am Montag auf dem Waldgrunde seines Schwiegervaters bei Ober-Zulau (Ostschlesien) Heidelbeeren pflücken. Als beide an eine Stelle kamen, wo es sonst immer viel Heidelbeeren gibt, bemerkten sie bereits vier Personen, die Beeren pflückten. Weil Macura die Leute aufforderte, den Platz zu verlassen, kam es zu einem erregten Wortwechsel, der sogar in eine Kauferei ausartete. Die Beerenpflücker bearbeiteten Macura mit ihren Stöcken und schlugen ihn zu Boden. Ein Stein traf ihm über dem rechten Auge, zertrümmerte den Schläfenknochen und der Mann sank bewußtlos zu Boden. Kurz darauf starb er. Die Gattin Macuras war so verzweifelt, daß sie in die Hütte ihres Vaters lief, ein Küchenmesser holte und es sich in die Brust steckte. In der Aufregung entkamen die vier Missetäter. Fonten indes später von der Gendarmerie ausgeforscht und verhaftet werden. Die schwerverletzte Frau wurde in das Krankenhaus in Tschelischitz gebracht. Ihre Verletzung wird als lebensgefährlich bezeichnet.

Henlein „Bedruf“ eingegangen! Bergangene Woche erschien der „Bedruf“, Kampfblatt der SdP. im Kreise X. (Snaim) nicht mehr! Zur Begründung wurde in einer Notiz den „Kameraden“ mitgeteilt: „Infolge technischer und juristischer Gegebenheiten erscheinen die Kreisnachrichten des Wahlkreises X. vorläufig unter dem Titel der „Front.“ Wie uns Kenner der Verhältnisse mitteilen, sind die technischen und juristischen Gegebenheiten in dem stetem Leserschwund zu suchen, welcher auf die finanzielle Gebahrung derartigen Einfluß hatte, daß man sich, um überhaupt noch ein parteiamtliches Mitteilungsorgan zu haben, zu diesem Schritte entschließen mußte. Man kann wirklich sagen: „Fallen sah ich Blatt auf Blatt!“

Der Warnungsschuß von Genf:

Ein Sterbender klagt an

Stefan Lux über die Genfer Verantwortlichen:

„grauenhaft impotent, grauenhaft vorsichtig . . . und apathisch“

Der Emigrant Stefan Lux, der sich zwei Tage vor dem dramatischen Auftritt des Hilterschen Sendboten Greiser, von dem er noch nichts ahnen konnte, in Genf während der Weltverbündung erschossen hat, ist nicht einfach, wie man zunächst annahm, aus Not und Verzweiflung über sein Emigrantenlos in den Tod gegangen. Seine Abschiedsbriefe beweisen, daß er gestorben ist, um für eine Sache zu demonstrieren, die weit mehr ist als die der vertriebenen Deutschen und Juden, die heute die Sache aller friedenswilligen Menschen in Europa ist. Stefan Lux hat sich zu sterben entschlossen, weil er die, wie er sagt, grauenhaft apathische Stimmung der Genfer Führer gegenüber dem zielbewussten Vorgehen des Berliner „Führers“ nicht mit ansehen wollte, weil er glaubte, durch seinen Tod, durch einen „Eclat“, die Leisetreter aufzuwecken, die Gefandbetrie in Schwung bringen zu können.

Der Prager Arzt Dr. Artur Heller gehört zu den wenigen Menschen, an die Lux — abgesehen von den Staatsmännern, an die er sich gewandt hat — Abschiedsbriefe geschrieben hat. Herr Dr. Heller hat uns den an ihn gerichteten Brief, dessen Sinn es ja ist, weitere Kreise auf den Fall Lux und seine Hintergründe aufmerksam zu machen, zur Verfügung gestellt. Unter Weglassung von zwei Stellen, in denen es sich um rein private Anmerkungen des nunmehr Toten handelt, drucken wir den Brief wörtlich ab, in der Überzeugung, daß es sich ebenso um ein menschlich tief erschütterndes Dokument dieser Zeit handelt, wie um eine unerhört bedeutungsvolle politische Kundgebung. Der Brief lautet:

Stefan Lux

Zt. Geneve, den 2. Juli 1936
2, rue Thalberg (Pens. Elisabeth)

Lieber Doctor Heller,

ich komme zu Ihnen, wie man zu einem Freunde kommt und zu einem Menschen. Ob ich Sie Freund nennen darf, weiß ich nicht genau, daß Sie ein Mensch und ein ganzer Kerl sind, das weiß ich.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, da dürfte ich es schon überstanden haben. Das heißt, ich spiele das Praevenire und warte die j. deutscharischen Gasgranaten nicht erst ab.

Aber ich muß Sie doch wohl etwas deutlicher informieren, denn ich habe eine Bitte an Sie, eine große, herzliche und dringende Bitte. Und da diese Bitte in die Kategorie jener mit Recht so berühmten „Letzten Bitten“ gehört, so hoffe ich, daß Sie sie auch erfüllen werden.

Ich bin in dem seltsamen Zustand eines Menschen, der seit 24 Stunden bewusst und überlegt seinen Abgang vorbereitet, seine letzten Dispositionen trifft, seine letzten Briefe schreibt. Da werden Sie es wohl verstehen, lieber Doctor, daß ich mit meinen Nerven ziemlich fertig bin und mich kurz fassen möchte.

Also hören Sie: ich bin nach Paris und Genf gefahren, um eine bestimmte Action zu unternehmen, von der ich mir eine wesentliche Schwächung des Dritten Reiches versprach. Meine Action ist zunächst an genügend fundiertem Material gescheitert, dann aber und vor allem an der grauenhaft impotenten, grauenhaft vorsichtigen und wohltemperierten, apathischen Atmosphäre hier in Genf. Von hier ist nichts zu erwarten, auch mit dem allerstärksten Material nicht.

Da habe ich umdisponiert. Ich werde in der nächsten Vollversammlung des Völkerbundes einen großen Eclat hervorrufen, indem ich mich während der Sitzung erschleie. Entsprechend verstärkende Begleitumstände, Briefe an maßgebende Persönlichkeiten, an einige Weltblätter, sind vorbereitet. Vielleicht gelingt es durch dieses etwas abrupte Vorgehen einen Check in dieser Gespenstergesellschaft hervorzurufen und die öffentliche Meinung in England, die so ungeheuer wichtig ist, zu beeinflussen.

Dies ist der Tatbestand. Ob mein Plan gelingt, weiß ich nicht. Vor allem auch nicht, ob mich nicht im letzten Moment der Mut verläßt, denn ich habe Angst, ganz gemeine Angst vor dem Sterben. Und ich habe Angst um das Schicksal meiner Frau und meines Bubens.

Sehen Sie, lieber Doctor, das ist so ungefähr das Schwerste. Ich lasse die Beiden vollkommen mittellos in Prag zurück. Sie stehen buchstäblich vis à vis de rien. Ich habe wohl einiges versucht in dieser Hinsicht, einige Briefe geschrieben, aber ich habe keine Ahnung, ob sie nützen werden. Und ich habe in Prag keinen Menschen, von dem ich annehmen könnte, daß er meiner Frau auch nur über die ersten Stunden hinweghilft . . .

Meine Frau, mit der ich seit 14 Jahren in der harmonischsten Einheit lebe, ist vollkommen unvorbereitet. Sie weiß wohl, daß ich etwas unternehmen wollte, aber sie kennt keine Details und ahnt vor allem nicht, welche Wendung die Sache genommen hat. Sie wird mit gleicher Post einen Brief bekommen, daß sie sich darauf gefaßt macht, einige Zeit nichts von mir zu hören. Aber es kann sich ja nur um Stunden drehen, da muß sie es ja schon aus den Zeitungen erfahren.

Lieber, lieber Doctor Heller, — wollen Sie ihr in diesen ersten schwersten Stunden als Mensch, als Freund, als Arzt beistehen? — Sie ist keine Riesin, auch keine besonders starke, selbständige Natur. Und ich habe solch schreckliche Angst um sie. Sie muß doch für den Jungen gesund bleiben . . .

Bei Ihnen, lieber Doctor, klammere ich mich an die Hoffnung, daß Sie ihr persönlich beistehen werden. Ich weiß, es ist eine schwere Sache, eine harte Zumutung. Aber ich weiß mir sonst keinen Rat.

Schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab, handeln Sie gleich, wenn Sie diesen Brief bekommen.

So — und nun will ich mich auf die Beine machen und meinen selbstgewählten Weg zu Ende gehen. Wenn Sie diesen Brief bekommen, dann habe ich es geschafft.

Wenn ich das Glück hätte, eine religiöse Erziehung genossen zu haben, wenn ich die Sprache unserer Väter sprechen würde, so würde ich Ihnen, dem Gläubigen, in dieser Sprache jetzt danken, Sie in dieser Sprache segnen.

So kann ich Ihnen nur herzlich die Hand drücken. Kann Ihnen nur wünschen, daß Sie aufrecht bleiben und gesund und alles Gute erreichen für sich und für alle, die Sie lieben, für alles, was Ihnen nahesteht.

Loben Sie wohl.

Ihr,
Sie aufrichtig verehrender
Lux

Hat der Dystotob des Stefan Lux einen Sinn gehabt? Wenn man zwei Tage nach seinem Tode Zeuge des würdelosen Aufschens der Genfer Herren vor einem braunen Hügel war, wenn man weiß, wie die Verantwortlichen den „Zwischenfall“ des Selbstmordes in der Versammlung zu bagatelisieren versuchten, wenn man sieht, wie in der Danziger, in der Briterischen, in der Balkanfrage Europa und der Völkerbund so gut wie nichts tun, der drohenden Katastrophe vorzubeugen, so könnte man fast zu dem Schlusse kommen, Lux sei umsonst den bitteren Weg gegangen. Aber Taten wie die seinen wirken oft nicht unmittelbar und nicht rasch. Sie brauchen wie jede Saat ihre Zeit, um auszureifen. Vielleicht reift auch das, was der zum Sterben Entschlossene, dieser „Maritimus“ einer Arena, die noch leer ist und der Schlachten von morgen harret, während die Millionenmasse der Zuschauer träge und apathisch dahindöst, vielleicht reift, was Stefan Lux in die Herzen seiner Freunde und Tausender Mitfühler gelegt hat, doch zu einer Ernte, die das Opfer bezahlt macht, zu dem Erbacher, die dem Hebel Einhalt gebieten könnten, ehe es zermalmt über uns hinweggeht!

Tagesneuigkeiten

Späte Entdeckungen

Dah über der „olympischen Stadt“ in Berlin die Kriegslage des Dritten Reiches wehen und die Leitung der „sportlichen“ Veranstaltung in den Händen des Reichskriegsministeriums liegen wird, ist eine Entdeckung, die jetzt — nur wenige Tage vor dem Beginn der famosen „Olympiade“ — auch die bürgerliche Presse in Aufregung bringt. Daß die Olympiade-Propaganda des Herrn Goebbels mit zweifelhafte gefälschten Landkarten arbeitet und daß man in Berlin — wie die Maßnahmen gegen die böhmischen Kurorte beweisen — die „Olympiade“ nicht nur als Gelegenheit zu hemmungsloser Propaganda, sondern auch als Gelegenheit zu einem großen Fremdenverkehrs- und Devisengeschäft auf Kosten des Auslandes betrachtet, hat sich ebenfalls als unbefehlbare Tatsache erwiesen. Erstaunlich ist nur die Ueberschätzung, mit der diese Tatsachen in der bürgerlichen Presse bemerkt werden, — als wären sie unvorhergesehene Entdeckungen.

Nun, sie ließen sich seit drei Jahren klar voraussehen und sind von uns vorhergesagt worden. Immer wieder haben wir in diesen drei Jahren unsere Stimmen gegen die Abhaltung der Olympiade in Berlin erhoben: mit dem Erfolg, daß man unsere Warnungen aus Ausfluß von Parteilichkeit und Emigrantenzorn mißdeutet und nicht befolgt hat. Seit drei Jahren haben wir darauf hingewiesen, daß der Hitler-Faschismus eine europäische Gefahr ist, der man durch Boykott begegnen sollte, bevor er zur Kriegsgefahr wird. Seit drei Jahren haben wir erklärt, daß man mit der Hitler-Regierung nicht verhandeln könne. Aber erst jetzt, nachdem Hitler nicht einmal den Fragebogen Edens beantwortet und den Herrn Greiser nach Genf geschickt hat, um dort mit Faustschlägen und Murren zu antworten, müssen auch die englische Regierung und der Völkerbund einsehen, daß alle Verhandlungsbemühungen nutzlos waren. Und zu gleicher Zeit stellt man in England fest, daß das Dritte Reich seine Kriegsvorbereitungen vollendet hat . . .

Es sind späte Entdeckungen, die da gemacht werden. Sie werden hoffentlich dazu beitragen, nun endlich Klarheit über die Größe der faschistischen Gefahr und die Stärke der notwendigen Abwehr zu schaffen. Aber die bittere Wahrheit bleibt: daß man die Gefahr eher und leichter hätte bannen können, wenn man die Warnungen derer beachtet hätte, die schon seit drei Jahren erkannt hatten, was die anderen jetzt erst entdecken.

Mätfelhafter Unfall. Auf der Straße bei Chropim im Kremierer Bezirk wurde Mittwoch mit zahlreichen Rhythunden am Kopfe die 32jährige Handelsreisende Marie Baková bewußlos aufgefunden und von zwei unbekannten Männern, die dann verschwanden, in das tschechische Krankenhaus in Kremier gebracht. Als sie aus der Bewußtlosigkeit erwachte, gab sie an, daß sie in einem Auto fuhr, das havarierte und umfuhrte. An mehr könne sie sich nicht erinnern. Der Vorfall wird weiter untersucht.



Die englische Schützenmeisterschaft in Bisley

„Wozu sich das Leben leicht machen, wenn es auch schwer geht.“ Bei dem Treffen der Schützenvereinigungen von England, das in Bisley stattfand, konnte man diesen eigenartigen „Ueberschützen“ bewundern, der sich mit einem Riesenschießrohr und sonstigen Schikanen auf den Anstand legte.

Schutz den vertriebenen Gelehrten! Die französische Unterstaatssekretärin für wissenschaftliche Forschungen, Frau Joliot-Curie, hatte für Donnerstag eine Beratung einberufen, an der neben Vertretern des Außen- und des Innenministeriums, sowie des Ministeriums für nationale Erziehung namentlich Persönlichkeiten aus den französischen wissenschaftlichen Kreisen teilnahmen. In dieser Beratung wurde ein Ausschuss gebildet, welcher die Mittel zur Aufnahme fremder Gelehrter in Frankreich zwecks Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten suchen soll. Es handelt sich in erster Linie um hervorragende ausgewiesene oder geflüchtete Gelehrte.

Sonne und Spekulation. Das Hitzegebiet der NEA erstreckt sich jetzt von den Rocky Mountains bis zum Atlantischen Ozean über Zweidrittel der Vereinigten Staaten. In New York stiegen die Temperaturen bis zu 42 Grad Celsius im Schatten. Die Leiden der Bevölkerung besonders im Mittelwesten sind unbeschreiblich. Die Hitze hat dort bereits über 150 Todesopfer gefordert. Was die Sonne noch nicht vernichtet hat, wird von den Millionen Heuschrecken gefressen. Die Bundesregierung schätzt, daß drei bis fünf Millionen Menschen direkt von der Hitze betroffen wurden. Nur Chicago's Getreidebörsen war in den letzten Tagen feierhaft tätig. Der Vuhel Mais und Weizen ist seit dem Dürrebeginn um 20 Cents gestiegen!

Die Explosion im Arsenal von Woolwich, bei der fünf Personen ums Leben kamen, erregt in der Öffentlichkeit beträchtliches Aufsehen. Sämtliche Tore des Arsenals wurden mit doppelten Postern besetzt. Nach Pressemeldungen soll eine 15-Pfundgranate explodiert sein. Der einschlagende Schupfen, in dem Versuche unternommen wurden, ist vollkommen zerstört worden. Das Dach wurde über 30 Meter in die Luft geschleudert. — Nach Meldungen aus Odesa hat sich in einer dortigen Violeumfabrik eine Explosion ereignet, der sieben Arbeiter zum Opfer gefallen sind. Außerdem haben zehn Arbeiter schwere Verletzungen erlitten. Die Explosion verursachte ein Schadenfeuer, das die Fabrik teilweise zerstört hat.

Ein Untier. In der Gemeinde Wiening bei Baldhofen a. d. Th. wurde der Tagelöhner Johann Rogner festgenommen, weil er seinen kranken zweijährigen Sohn Walter Bauer zu Tode gequält hat.

Vom „Leiten“ Weltkrieg her . . . Bei der Gemeinde Cercova in der Umgebung von Lemberg wurde eine noch aus dem Weltkrieg stammende Granate gefunden. Beim unvorsichtigen Hantieren explodierte die Granate, wobei zwei Personen schwer verletzt wurden.

Prozess über Frankreich. Kurz vor den Ferien müssen sich die französischen Gerichte mit einer wahren Flut von Kapitalverbrechen handeln, in denen es sich fast immer um Kapitalverbrechen handelt und die Angeklagten ihren Kopf vertheidigen müssen. In Reuen findet in dieser Woche der Prozeß gegen Gaston Boulain statt, der seine Geliebte, eine Tänzerin, ermordet hatte, deren Leichnam man unter tragischen Umständen in einem Koffer fand. In Douai veranwortet in der gleichen Zeit der Adjuvant Baume den Mord an seiner Familie. In Caen wird der Mörder von zwei Juwelieren, Martin, abgeurteilt. In Paris kommt ein blutiges Drama aus dem Milieu zur Verhandlung, ebenso in Metz ein Mord. Nur bei dem interessanten Prozeß des „Rapeles des Kolonialwarenhandels“, der ebenfalls in dieser Woche in Rom beginnt, handelt es sich nicht um Blut, sondern um Geld.

Der leere Wolfenkrater. Es ist für die immer noch andauernde Wirtschaftskrise in den Staaten bezeichnend, daß die Wolfenkrater zum großen Teil von ihren bisherigen Mietern verlassen werden, und neue Mieter nicht zu finden sind. So sind zum Beispiel in dem Empiro State Building, dem größten Wolfenkrater der Welt, zur Zeit von den 86 Stockwerken nur die untersten 40 vermietet, 46 dagegen stehen leer. In diesem ungeheueren Virobiol ist ein einziger Raum in der 80. Etage vermietet, und nur in den beiden obersten Stockwerken hat sich die Televisionszentrale eingerichtet. Damit aber abends der unbedeutende Wolfenkrater kein allzu sichtbares Zeichen für die Wirtschaftskrise sei, werden auch in den leerstehenden Büros alle Lichter angezündet, und der märchenhafte Anblick soll über die gähnende Leere im Innern hinwegtäuschen.

Der Hüter der St. Mauritius-Insel. Die St. Mauritius-Insel ist nur wegen ihrer kostbaren blauen Mauritius-Marke berühmt. Sonst ist es eine vollkommen verlassene Insel, an einer der einsamsten Stellen der Welt gelegen, und kaum von Europäern bewohnt. Darum kann der Sergeant James Smith, der zugleich Leuchtturmwärter und Manonier des einzigen hier befindlichen Geschübes ist, als eine der prominentesten Persönlichkeiten der Insel angesehen werden. Man kann es James Smith nicht verübeln, daß er sich einsam fühlte und den Beschluß faßte, eine Lebensgefährtin nach der Insel St. Mauritius kommen zu lassen. Er wandte sich an den Bürgermeister von Tottenham, seiner Heimatstadt, mit der Bitte, ihm eine Frau zu verschaffen. Der Bürgermeister gab eine dementsprechende Verlautbarung auf. Nicht weniger als 400 Frauen und Mädchen erklärten sich bereit, nach der einsamen Insel zu gehen, um die trennorgende Gattin des Sergeanten James Smith zu werden. Der Bürgermeister hat alle Briefe getrenntlich nach St. Mauritius geschickt und soeben ein Dankschreiben erhalten. James Smith erklärte nunmehr, der glücklichste Diener seiner Majestät zu sein, denn er habe jetzt endlich einmal etwas zu tun, denn er wolle mit allen 400 Bewerberinnen in eine rege Korrespondenz treten. Aus diesem Briefwechsel hoffe er zu ersehen, welche die richtige Frau für ihn sei. Bei den Entfernungen dürfte es aber vermutlich einige Jahre dauern, bis sich der wählereiche James Smith auf diese Methode entscheiden kann. Immerhin haben für ebenso lange Zeit 400 Frauen und Mädchen in England die Hoffnung, nach St. Mauritius zu kommen.

Das Weinfah bringt es an den Tag. Der Portier eines herrschaftlichen Hauses in Paris bemerkte zu seinem Erstaunen, wie zwei Männer ein großes Weinfah aus dem Keller herauströckelten. Sie waren sichtlich angekränkt und konnten schon darum keine genügende Auskunft geben. Jedenfalls rief der Portier einen Polizisten, der die beiden zur Rede stellte. Als er ihnen auf den Kopf zusagte, sie hätten einen Einbruch verübt und das Weinfah geraubt, brachen sie in schallendes Gelächter aus. Mit solchen Meinigkeiten gaben sie sich nicht ab, und deswegen ließen sie sich noch lange nicht verhaften. Ja, wenn der Sergeant den großen Einbruch in den Juwelierladen in der Rue Lamard meine oder den Ueberfall in St. Denis, da könnten sie nicht widersprechen. Und in ihrem angeheiterten Zustand plauderten sie dem Sergeanten gegenüber, der auf den Ton gern einging und alles notierte, ihr ganzes Sündenregister aus. Sie durften sich ihren Raub im Sankt-Gefängnis auschlafen.

Luftpost ausgeraubt! Wie aus Kalkutta berichtet wird, sind tausend Luftpostbriefe auf dem Wege zwischen Großbritannien und Indien verloren gegangen, und zwar im Staate von Sikkim. Es sind anscheinend eine ganze Zahl von Säcken mit Luftpostbriefen gestohlen worden, weil die Diebe sich in den Besitz der Luftpostmarken sehen wollten.

Vom Rundfunk

Empfehlungswertes aus den Programmen Samstag

Braun, Sender 2: 10.05: Deutsche Presse, 14.00: Schallplatten, 16.50: Schumann-Romphonien, 17.05: Mandolinensolo, 17.55: Deutsche Sendung: Stimmen der Heimat: Börfolke mit süden- und deutschen Schwänken, 18.15: Die Habergaasen waltfabriken, Sörsjöpiel von Lubliner, 18.45: Deutsche Presse, 22.30: Orchesterkonzert, Sender 3: 7.30: Populäres Konzert, 14.30: Unterhaltungsmusik, 15.15: Deutsche Sendung: Lieder und Balladen von Wallhöfer, 15.40: Kulturrelief von Mauthner, — Bräun: 12.00: Schallplattenkonzert, 12.35: Salonorchester, 17.40: Deutsche Sendung: Opernarien, 20.50: Ritzkonzert, — Breslauer: 18.50: Klavierkonzert, 21.40: Unterhaltungsmusik, — Rastatt: 21.15: Klavierkonzert.

Der Bankier Napoleons

Von Kurt Kersten

In seinen „Novellen aus Böhmen“ hat Max Brod auch seine Traumgespräche des jungen Bonaparte geschaffen, das er mit Danton kurz vor dem 18. Brumaire führte, dem Tag der Machtergreifung des Generals Bonaparte. Es ist Brod gelungen, suggestiv den Leser so zu beeinflussen, daß er sich verführt glaubt, die Realität dieser von Brod erschaffenen Abrechnung für wahr zu halten. Brod läßt durch Danton dem jungen General Wahrheiten sagen, wie man sie in der großen Napoleon-Literatur nur sehr selten findet, es ist einer der wenigen Versuche, sich mit der überlieferten Napoleon-Tradition kritisch auseinanderzusetzen. Zur selben Zeit, da Brods Novellenband (bei Albert de Lange in Amsterdam) erschienen ist, wird in Frankreich die Vorgeschichte des 18. Brumaire neu beleuchtet; es lohnt sich, die Ergebnisse der Studien bekanntzugeben, da sie den Weg erhellen, den historische Größen zuweilen zu wandeln pflegen. Wir haben im letzten Jahrzehnt Verschiedenes erlebt, was allzu rasch bengalisch beleuchtet wurde; Licht und Schatten wurden raffiniert verteilt, und nur wenige wissen, was sich im Schatten begab.

Am 18. Brumaire eroberte der junge Bonaparte die Macht, mit dem Staatsstreich des 9. November 1799 beginnt das große Drama, das nach sechzehn Jahren an einem Sommertag auf einem englischen Kriegsschiff endete. Nicht zu leugnen ist, daß der junge Bonaparte an jenem Novembertag 1799 zitternd und bleich vor Furcht in St. Cloud erschien, um das Parlament auseinanderzujaagen, ohne die Aktivität des Bruders Lucien wäre der Streich vielleicht nicht gelungen.

Deutlich erfahren wir noch einige interessante Details über die Vorgeschichte des 18. Brumaire. Mächtig war in Paris des Direktoriums der Bankier Perrégaux, ein gebürtiger Schweizer. Jean Frédéric Perrégaux wurde im Jahre 1744 in Neuchâtel geboren, als Sohn eines Offiziers im französischen Heere, der sich nicht an die Front begab, sondern das Amt eines Werbeoffiziers innehatte, also den Soldatenfang organisierte, eine gewinnbringende Beschäftigung. Der junge Perrégaux machte mit den ererbten Geldern des Vaters Geschäfte in Mülhausen, Amsterdam und London, kam nach Paris und gründete dort im Jahre 1781 eine Wechselbank, das war wieder ein einträgliches Geschäft bei den unzähligen Münzorten, die man damals hatte, bei den variablen Kursen und der Schwierigkeit, den Nachweis zu führen, daß man gerade nicht reell von Herrn Perrégaux bedient war. Zur selben Zeit amtierte ein anderer Schweizer in Paris und versuchte, die Finanzen des Staates mit unwürdevollem Optimismus zu retten: es war Herr Necker aus Genf. Finanzminister Ludwigs XVI. Perrégaux fand Zutritt zum Salon seines einflussreichen Landmannes, erhielt Tipps und lag immer richtig, was sich von den Finanzen des Königreichs nicht sagen läßt. Herr Necker fiel in Ungnade, aber Herr Perrégaux wurde ein sehr reicher Mann und besaß ein prächtiges Haus im Pariser Westen.

Als die Revolution ausbrach, gehörte Perrégaux zur Fraktion Lafayette, beiseite einen hohen Posten in der Nationalgarde, die ihn zugleich selbst schützte, erhielt von der legislativen Versammlung den Auftrag, die in Massen geflüchteten Aristokraten aufzutreiben, verdiente auch dabei, verdiente ferner an der Verproviantierung von Paris, als die Lebensmittelkrise immer

schlimmer wurde. Er wurde der Bankier des Wohlfahrtsausschusses und verschaffte Carnot die Mittel zum Feldzug im Sommer 1792. Die zerklümpelten Revolutionsstruppen siegten trotz der dunklen Geschäfte des Herrn Perrégaux, den im Jahre 1794 das Schicksal beinahe erwählt hätte: er wurde des Hochverrats beschuldigt, es gelang ihm aber zu entfliehen, er verbrachte seine Tage in seiner Heimat, in Neuchâtel. Im Sommer 1794 wurde Robespierre gestürzt und hingerichtet, die Mäuse krochen nun wieder aus den Löchern und bereits im August erschien Perrégaux in Paris. Es begann die Zeit der großen Spekulationen und Geschäftemacher, der junge Durrard verdiente dreißig Millionen in kurzer Frist, die Talians, Barras, Récamiers füllten sich die Taschen, über allen aber thronte Herr Perrégaux. In seinem Salon tauchte nun eines Tages die elegante Witwe des Generals Beauharnais auf, eine Kreolin, die Barras' Freundin gewesen war, Perrégaux nahm sie ihm ab und übergab sie im März 1796 einem jungen General, der sich an der Front ausgezeichnet hatte: dem General Bonaparte. So kam Josephine zu einer Karriere. In den Akten der Geheimarchivare ist von nichts die Rede als von Weisungen, Geschenken, Geld, Geld und wieder Geld. Nebenher wurde gekämpft, gesiegt, nebenher schrieb Bonaparte vor Eiferjucht tollwütige Bilets. Dann schickte Bonaparte seinen Adjutanten, den Mann seines Vertrauens, Marmontel, mit den Trophäen des italienischen Feldzuges nach Paris. Marmontel heiratete die Tochter des Bankiers Perrégaux, erhielt eine riesige Mitgift und außerdem von seinem General eine enorme Summe geschenkt, es war italienisches Deutegeld. Man bestach sich gegenseitig, hielt sich an die Staatskassen, bildete die Koterie, die den Staat beherrschte. Dann kam die schwere Krise: Bona-

parte sah in Ägypten und Palästina fest, am Rhein wurden die französischen Truppen geschlagen; der Rat der Fünfhundert erlebte, wie die Fraktion der Jakobiner noch einmal stark wurde, den Rat beherrschte, Steuergesetze durchsetzte, die die Reichen trafen und vor allem die Kriegsgewinnler belasten sollten. Perrégaux war außer sich, beschloß alles zu wagen, nichts zu opfern, ließ Bonaparte zurückkommen, schaffte Geld herbei, nicht für den Staat, nicht für die Steuern, die der Rat erheben wollte, sondern für seine Koterie, bestaht Generale und Minister, setzte die Wahl Luciens zum Staatspräsidenten durch, gewann Bonaparte ganz für sich und trieb ihn zum Handeln. Man kaufte die Soldaten, schenkte ihnen neue Hölde — dies alles ist attemmäßig zu belegen. Im November 1799 war man so weit. In St. Cloud vollzog sich, was Perrégaux verlangt hatte. Marmontel, der artige Schweizerjoh, war übrigens auch dabei: Der Staatsstreich des 18. Brumaire hat anderthalb Millionen Frances gekostet.

Im Dezember sah Bonaparte als Konsul in den Tuilerien, Perrégaux wurde Senator und „regent“ der „Banque de France“; 1808 ist er auf der Höhe der Macht gestorben. Ob ihm, wie Laetitia, der Mutter Napoleons, zuweilen Zweifel und Ahnungen kamen, ob auch er wie sie warnend aussprach: „wenn es nur sauert“, ist nicht überliefert. Marmontel aber hat Napoleon nur geküßelt, er hat die Schlacht bei Salamanca verloren, hat 1814 den Kaiser verraten, wurde ein Pair Ludwigs XVIII., wollte im Juli 1850 die Revolution niederschlagen, als alles zu spät war, ist mit Karl X. in die Emigration gegangen und erlebte noch Napoleon III. 1852 starb er, völlig vergessen, in Venedig.



Dramatischer Sprung mit dem Motorrad

Während einer großen Sportkchau auf der Donau bei Wien sprang der Feldjäger Schwarz vom österreichischen Bundesheer in voller Ausrüstung mit dem Motorrad in die Donau. Der Springer erschien jedoch nicht mehr an der Oberfläche, so daß bereits große Befürchtungen um ihn gehegt wurden. Nach einiger Zeit tauchte er wieder auf, mußte aber wegen Erschöpfung ins Krankenhaus gebracht werden. Er war mit seinem Motorrad am Motorrad hängengeblieben, so daß es ihm anfänglich nicht möglich war, wieder hochzukommen.

Die Schachmeister-Krawatte. Einer der angesehensten englischen Schachclubs, der von Dorfordshire, hat eine merkwürdige Trophäe für seine Schachmeister geschaffen: es handelt sich um eine Krawatte, deren Zeichnung patentiert worden ist. Bis jetzt gibt es nur vier Personen, die das Recht haben, diese Schachmeister-Krawatte zu tragen; sie ist ihnen bei einem großen Schachturnier in feierlicher Form verliehen worden.

Troglodyten-Hochzeit. In regelmäßigen Abständen muß man aus Amerika über die seltsamsten Einfälle „auf möglichst originelle Art“ Hochzeit zu feiern, berichten. Obwohl solche Meldungen fast ausnahmslos lächerlich sind, sind sie doch amüsant und werfen ein bezeichnendes Licht auf amerikanische Extravaganzen. Jetzt hat ein junges Paar eine Troglodyten-Hochzeit gefeiert. Die Zeremonie fand in einer Höhle im Staat Oregon statt, die von Steinzeitmenschen bewohnt war und eine Sekundärwürdigkeit darstellt. Streng stillschweigend erschienen Braut und Bräutigam in Tierfellen, während der Pastor und die Gäste um einige Jahrtausende später gekleidet gingen. Dem Paar hätte man ohne die Helle wohl auch geglaubt, daß es zu den Troglodyten gehört!

Chinesisch für jedermann. Zu den Modernisierungsbestrebungen in China, die auf allen Gebieten des täglichen Lebens festzustellen sind und behördlich gefördert werden, gehört auch der Kampf um das chinesische Alphabet. Man weiß, daß die chinesische Sprache ein Alphabet in unserem Sinne nicht kennt, sondern sich vielmehr aus Tausenden von Zeichen zusammensetzt, die die verschiedensten Bedeutungen je nach einer komplizierten Grammatik haben können. Nun hat ein bekannter chinesischer Gelehrter Dr. Yen, ein neues Alphabet geschaffen, das die Möglichkeit gibt, die traditionellen Zeichen außerordentlich zu vereinfachen, so daß jedermann in wenigen Monaten lesen und schreiben lernen kann. Die Aktion des Dr. Yen ist schon sehr weit fortgeschritten. Über vierhundert Bände chinesischer Klassiker in der neuen Orthographie sind bereits erschienen, und in 500 Schulen eingeführt worden. Diese Schulen werden flieberhaft ausgebaut; sie fassen heute bereits 200.000 Kinder, aber in den nächsten Jahren soll ganz China mit einem Netz von Sprachschulen durchzogen werden, die bis zu 50 Millionen Lernende fassen können. Uebrigens beschränkt sich die Tätigkeit von Dr. Yen nicht nur auf das pädagogische Gebiet; er ist auch Leiter einer landwirtschaftlichen Zentralstelle, die nach modernsten Methoden die Bauern auszubilden sucht, und außerdem ist er der Schöpfer von Hunderten Polikliniken, namentlich auf dem kranken Lande.

Abkühlung. Der Zustuf fühlerer ozeanischer Luftmassen, die sich in den letzten Tagen in einzelnen Wellen auf das Festland fortplanten, nimmt erneut an Stärke zu. Donnerstag nachmittags ist eine erneute Abkühlung vom Westen her auf das Gebiet der Republik vorgebrochen und hat bis 18 Uhr in Begleitung von Gewittern Mittelböhen erreicht. — **Wahrscheinliches Wetter Freitag:** Vom Westen her fortschreitende Verschlechterung des Wetters mit Gewittern oder Schauern, nach den Gewittern Abkühlung und auffrischender Westwind. In der Osthalbinsel noch heiter und sehr warm, nur vereinzelte Gewitter. — **Wetter Samstag:** Veränderlich, zeitweise Schauer oder Gewitter, mäßig kühl, Westwind.

Nach der SS die HJ

Gegen die „Radikalen“

(AP.) Während man den Fall Himmler noch in einer Form geregelt hatte, die trotz der — in der Unterstellung unter Fried zum Ausdruck kommenden Tendenz auf Ausschaltung der „radikalen“ Unterführer wenigstens nach außen durch die Beförderung der immer drohender werdenden Haltung der radikalen Elemente Rechnung trug, scheint man sich jetzt schon weniger Reserve aufzulegen. Nach der SS kommt die Hitlerjugend an die Reihe. Auch an ihr manifestiert sich der Sieg des Staates über die Partei. Baldur von Schirach hat einen längeren Krankheitsurlaub angetreten. Seit Wochen ist der nationalsozialistische Jugendführer nicht mehr in der Öffentlichkeit aufgetreten, und die Reichsführerschule in Braunschweig wurde durch seinen Stellvertreter Hermann Lauerbacher eröffnet. Baldur von Schirach mußte seinen Urlaub auf Veranlassung des Reichsinnenministers Fried antreten. Ihm nahen die „sozialistischen“ Tendenzen in der HJ, denen sich die Führung geschmeidig, wenn auch ohne innere Ueberzeugung anzupassen mußte, ganz und gar nicht. Dazu kamen Differenzen über die Reichsjugendführung. Bekanntlich ist noch immer keine Einigung über die Organisation der Reichsjugend erzielt worden, die als allgemeine Jugendorganisation neben die HJ treten und alle nicht von der HJ erfahrenen Jugendlichen sammeln sollte. Seit der Ankündigung ist ein halbes Jahr verfloßen, ohne daß das Gesetz über die Reichsjugend verabschiedet wurde. Das liegt daran, daß Baldur von Schirach namens der HJ seine Forderungen ansprüche bei dieser Reichsjugend anmeldete. Gegen diese Forderung wandten sich vor allem Reichskriegsminister von

Blomberg und der Arbeitsdienstleiter Oberst Gierl.

Die Reichswehr will in der Reichsjugend einen maßgebenden Einfluß haben. Dabei wird sie aber auch von maßgebenden Parteiführern unterstützt, z. B. von dem schlesischen Oberpräsidenten Wagner und dem ostpreussischen Oberpräsidenten Koch, der sich zwar selbst zu den Radikalen zählt, andererseits starke, anscheinend heute überwiegende Reichswehrbindungen hat. Auf Seiten Baldur von Schirach stehen hingegen der Reichskulturminister Rust und Alfred Rosenberg. Der Widerstand gegen die Ambitionen der HJ wurde noch verschärft durch eine Denkschrift der katholischen Kirche, die durch Kardinal Faulhaber dem Reichsinnenminister Fried überreicht wurde und in der eine solche Summe von belastendem Material über die HJ zusammengetragen worden ist, daß man sich den Einwänden nicht mehr entziehen konnte. Es ist daher eine durchgreifende Säuberung in der Führung der Hitlerjugend — nach dem Muster der SA — im Gange. Das ist natürlich ein Versuch am untauglichen Objekt, denn man hat doch bisher prinzipiell stets die politische Zuverlässigkeit über die sonstigen Qualitäten gestellt. Was wertlos ist, kann durch Quadsalbermethoden nicht zum Gesunden gebracht werden. Welches Vertrauen man zur Führung der HJ hat, ist schon daraus zu ersehen, daß man ihr bereits vor geraumer Zeit die eigene Massenfürsorge entzog, die man in die Hände des Schachmeisters der Partei, Schwarz, legte. Hitler, dessen Günstling Baldur von Schirach ist, wird auch in dieser Frage bis jetzt einer endgültigen Entscheidung aus.

Ausland

Im Zeichen der „deutsch-polnischen Freundschaft“

Wie Hitler den Volksgenossen hilft

Die in Berlin erscheinende Zeitschrift „Ost-Land“, die zum Unterschied zu der Tagespresse immer wieder über die schlechte Behandlung der Deutschen in Polen trotz des Vertrages berichtet, bringt einen Artikel, der mit den Worten beginnt: „Es ist möglich, von Zeit zu Zeit die sprichwörtlich „gute Behandlung“, der die Deutschen in Polen ausgesetzt sind, durch die Zusammenstellung einer Serie charakteristischer Ereignisse zu illustrieren.“ Dann führt das genannte Blatt eine „Serie unerfreulicher, leider aber immer noch charakteristischer Ereignisse“ in Polen an.

Es heißt da wörtlich: „Am 17. Mai wurde eine Gruppe von Jungdeutschen, die von einem Kameradschaftsabend in Dreilinden (Kreis Culme) heimkehrte, von einer mit Knüppeln, Faustlatten und Messern bewaffneten Horde polnischer Burschen überfallen; fünf Deutsche wurden verwundet.“

Am 21. Mai überfiel ein Trupp von 20 bis 30 Polen in Turze bei Dirschau eine jungdeutsche Versammlung; die Polen schlugen mit Stöcken und Eisbeilen auf die im Saal versammelten deutschen Teilnehmer ein; mehrere Personen wurden verletzt.“

Am 24. Mai drangen etwa 100 mit Schlagringen und Stöckwaffen ausgerüstete Polen in eine jungdeutsche Versammlung in Katulin (Kreis Wonschowitz) ein; zahlreiche Deutsche wurden verprügelt.“

Zugleich wurde in Wiloschelde in der Tucheler Heide ein Vergnügen der Jungdeutschen Partei, an dem auch Deutsche aus den benachbarten Dörfern und aus Neuenburg teilnahmen, von einer mit Knüppeln bewaffneten polnischen Bande auseinandergeprengt; auch hier gab es auf Seiten der überfallenen Deutschen Verletzte, außerdem wurden einer Reihe von Teilnehmern die Fahrräder und Mäntel gestohlen.“

Gleichfalls am 24. Mai wurde von etwa 200 uniformierten aufständischen in Rudultau (Ostoberschlesien) ein Ueberfall auf eine Veranstaltung der Jungdeutschen Partei durchgeführt; mit Knüppeln, Schlingelmemern und Messern fielen die Polen über die Versammelten her; etwa 70 Deutsche wurden, darunter mehrere durch Messerstiche, verletzt.“

Am 25. Mai wurde in Friedrichshütte (Ostoberschlesien) ein deutscher Gemeindevertreter, der von einer Familienfeier heimkehrte, von einem aufständischen angereizt, beschimpft und schließlich durch zwei Schläge mit dem Revolverkolben im Gesicht erheblich verletzt.“

Am 3. Juni versuchten drei Polen um Mitternacht gewalttätig in die Wohnung eines Mitgliedes der Jungdeutschen Partei in Wielepole (Ostoberschlesien) einzudringen; als ihnen das nicht gelang, rissen sie den Gartenzwanz nieder und warfen acht Faustlatten durch das Fenster ins Schloß; durch die Glasplitter trug der zwölfjährige Sohn des Deutschen, dessen Bett in der Nähe des Fensters stand, Schnittwunden im Gesicht davon. Dann warfen die Polen im Nachbarhause, in dem die

Schwägerin des Ueberfallenen wohnte, mit Pfeilen die Fenster ein.

Rechnet man diese Ueberfälle zusammen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß in dem kurzen Zeitraum von 14 Tagen in Polen etwa 100 deutsche Volkstumshörige von ausgeheulten polnischen Burschen mehr oder weniger schwer verletzt worden sind.“

Das also sind die Früchte der Verständigung Hitlers mit Polen. Da können sich die Subdeutschen für den von Denlein erstrebten „Ausgleich“ Hitlers mit Gajda, Preiß und Szibrony auf allerhand gefaßt machen!

London-Paris-Berlin. (AP.) Das Organ der Londoner City, „The Times“, zieht aus der eben beendeten Genfer Woche folgende Schlusfolgerungen: Die Freundschaft mit Frankreich sei für die britische öffentliche Meinung ein Axiom, England sei bereit sehr weit zu gehen, um das französische Territorium zu schützen, dessen Sicherheit im eigenen britischen Interesse liege. Aber, meint das Londoner Blatt, die englische öffentliche Meinung werde sich nie damit zufrieden geben, daß Frankreich allein die europäische Politik bestimme. Die englische öffentliche Meinung weigere sich gleichfalls, für jene Verträge die Verantwortung zu übernehmen, die Frankreich nach dem Weltkrieg auf der anderen Seite von Deutschland abgeschlossen habe. Die „Times“ halten merkwürdigerweise für den besten Ausweg, aus der heutigen Lage, ein „ernstes Studium“ der von Hitler gemachten Friedensvorschlüge, denn nur ein solches Studium vermöge die Stabilisierung Europas zu gewährleisten. Mit anderen Worten, schlagen die „Times“ vor, daß England sich in die oft- und vielleicht auch in die mittel-europäischen Angelegenheiten nicht einmische und vor allem Rußland seinem Schicksal überlassen solle.

„Tragische Woche“ in Genf und der Greifer-Zwischenfall. (AP.) Der bekannte Publizist Perotinax meint im „Echo de Paris“, der Völkerverbund habe eine tragische Woche erlebt. Der Greifer-Skandal sei sehr bezeichnend für die heutige Situation. Und stehe es bevor, die Wiederholung des Austrittes vom 7. März, und zwar nicht nur an einem Punkt des Erdballs zu erleben. Wenn Frankreich und die anderen friedliebenden Staaten auch künftig dieselbe Schwachheit an den Tag legen werden, so werde ihnen nichts anderes übrig bleiben als die Folgen der kommenden Ereignisse geduldig zu ertragen. „Journal“ glaubt, daß die Deutschen mit voller Offenheit gezeigt haben, zu welcher Methode sie künftig zur Erreichung ihrer Ziele zu greifen beabsichtigen. Berlin werde sich bestimmen auf das „Meth der Völkerverbund auf Selbstbestimmung“ berufen. Das mögen die unmittelbar betroffenen Mächte nicht vergessen: Polen mit Danzig, die Italiener mit Oesereich und dem Etschthal. Auch die Franzosen seien verwahrt worden: alles was deutsch gewesen sei, müsse wieder deutsch werden.

Eine Diskifikation. Einige ungarische und Wiener Blätter haben kürzlich berichtet, daß der ungarische sozialdemokratische Abgeordnete Esztergahos für ein „demokratisches Königtum“ in Ungarn eingetreten sei. Wie die „Nepszava“ vom 8. Juli mitteilt, sind die Aeußerungen Esztergahos reine Erfindungen der Gombos-Presse.

Wie man es macht

Wie man es macht, wenn man auf eine gewisse Dank zu sitzen kommt und keinerlei Lust verspürt, einen „Anlauf in gestreiftem Pyjama“ zu verbringen? Das macht man am einfachsten so wie jener amerikanische Gentleman, der sich kürzlich in Huntley (Nevada) vor einem hohen Gerichtshof wegen Hochtaperei zu verantworten hatte: während der Verhandlung saßen die Zuschauer zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß der Herr Angeklagte auf einmal den Saal verließ, ohne daß das Gericht gegen diesen Akt ungewohnten Selbstbestimmungsrechtes Einspruch erhob. Erst als etwa vierzig Minuten vergangen waren (wo war inzwischen unser Mann!), fuhr der Vorlesende auf und rief: „Na, wo ist denn der Angeklagte geblieben?“ Und nun stellte sich heraus, daß dieser während der Verhandlung das Stuhlritzel fertiggebracht hatte, alle Gerichtspersonen so zu hypnotisieren, daß keine von ihnen seinen „Abgang“ gemerkt hatte.

Wie man es macht, um zu erreichen, daß andere für einen arbeiten, und zwar ohne jedwede Entschädigung? Diese „soziale Frage“ löste kürzlich ein schlauer Bauer (richtige Bauern sind immer schlau!) durch einen geradezu genialen Einfall: Er ließ das Gerücht ausstreuen, daß auf seinem Acker ein Goldschatz vergraben liege und fuhr, als sich die Sache genügend herumgeprochen hatte, nach der Stadt, — angeblich, um sich mit einem bekannten Kapitalisten zu beraten. Vier- undzwanzig Stunden später war er wieder daheim, und — ei, sich da! —, sein Feld war weit gründlicher umgegraben, als er zu hoffen gewagt hatte. — Hoch klingt das Lied vom schlauen Mann. Weshalb vermehrt sei, daß der Held des Liedes in einer kleinen Ortschaft bei Jecia in Spanien beheimatet ist.

Über bitte: es wäre durchaus verheißt zu meinen, daß es ausschließlich schlauen Landmännern vorbehalten ist, mit solchen und ähnlichen geldsparenden Eingebungen gefaßt zu werden. Da ist, zum Beispiel, der Sultan eines hinterindischen Malayenstaates, der es zuwege brachte, nach dieser Richtung hin geradezu einen Rekord aufzustellen. Fremde, die sein Reich besuchten, finden Gelegenheit, die furchterregende Feststellung zu machen, daß es hier weit mehr Sträflinge gibt, als irgendwo anders in der Welt, und naturgemäß glauben sie (sofern sie nicht bereits eines Besseren belehrt sind), diesen Umstand als Folge einer Verurteilung des Landes mit kriminellen Individuen ansehen zu müssen. Dem ist nun aber nicht so, denn die Ursache liegt lediglich in der unglaublichen Härte der Gesetze und ihrer richterlichen Handhabung. Und damit hat es folgende Verbindung: Der Herr Sultan ist nämlich ein Freund allerlei-Isopspieliger Passfische! Daher braucht er mosen, und um solches fortlaufend schöpfen zu können, etablierte er sich nebenberuflich als Gummipflanzler. Und es gelang ihm, den Betrieb innerhalb kürzester Zeit dadurch in Schwung zu bringen, daß er sämtliche Gummilieferanten im Preis unterbot. Wieviel ihm dies möglich war? Sehr einfach: er zahlte keine Löhne, da er für sämtliche Arbeiten die Sträflinge heranzog. Freilich brauchte er viele, viele dieser billigen Anrechte, und — verheißt du nun, lieber Fremdling, warum der brave Landesvater hingung und draconische Gesetze schuf? Ernst Mach e.

Volkswirtschaft und Sozialpolitik

Vertrag mit Oesterreich

Ende Juni fanden in Prag Wirtschaftsverhandlungen zur Aktivierung des am 2. April d. J. in Wien abgeschlossenen tschechoslowakisch-österreichischen Handelsvertrages statt. Damals einigten sich die Regierungen, Delegationen, ihren Regierungen zu empfehlen, in dem Vertrag bestimmte Änderungen vorzunehmen und den bereit abgeordneten Vertrag später provisorisch in Kraft zu setzen. Am 9. Juli wurden nun in Prag die Verhandlungen abgeschlossen und das Zusatzprotokoll unterzeichnet. Gleichzeitig wurde vereinbart, den Vertrag in der den Regierungen empfohlenen Fassung am 1. August d. J. provisorisch in Kraft zu setzen.

Neue Daten über die Entwicklung der Bautätigkeit

Seit 1932 wird für 38 größere Städte der Kubikmeterumfang der bewilligten Neubauten erhoben. Diese Zahlen, die zweifellos genauer sind als die bloße Statistik der bewilligten Neubauten ohne Rücksicht auf deren Größe, ergibt folgendes Bild:

April 1932:	1.000.000 Kubikmeter
April 1933:	800.000 Kubikmeter
April 1934:	800.000 Kubikmeter
April 1935:	250.000 Kubikmeter
April 1936:	610.000 Kubikmeter

Dies bedeutet also, daß die Bauintensität sich in diesem Jahre gegenüber 1935 mehr als verdoppelt hat, wobei nicht zu übersehen ist, daß die langwierige Behandlung der Baupreisfrage auf die Baukunst im Frühjahr hemmend eingewirkt hat. Wie das „B. Z.“ hervorhebt, ergibt sich aus einem Vergleich der Neubautenzahl und dem Kubikmeterumfang, daß die öffentliche Bautätigkeit ein besonders förderndes Moment bildet.

